

ANDREAS GRUBER
Dinner in the Dark



Andreas Gruber

Dinner in the Dark

Krimi-Kurzgeschichten

GOLDMANN

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um eine überarbeitete
Neuausgabe des erstmals 2019 im Luzifer-Verlag veröffentlichten
Erzählbandes »Dinner in the Dark«.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Phantastik-Werkausgabe Band 3

1. Auflage

Neuausgabe April 2026

Copyright © 2026 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Ein Projekt der AVA international GmbH

Autoren- und Verlagsagentur

www.ava-international.de / www.agruber.com

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: Karina Tischlinger / getty images

Th · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49744-7

www.goldmann-verlag.de

*Für Dagmar Kern,
als Dank und zur Erinnerung für die vielen
langen nächtlichen Telefonate*

»Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt.«

– WILLIAM SHAKESPEARE –

INHALT

Vorwort	11
Wir vom Sicherheitsdienst	39
Das tapfere Schneiderlein	49
Ein blöder Zufall	67
Katzenaugen	73
Rasputins Fluch	91
Gefrierender Bodennebel	121
Auf der Waschmaschine liegt ein Zettel	133
Zwei Tickets nach Sulina	139
Die Kinder des Triestingtals	157
Die Simulationsmaschine	167
Sonntagabend am Kanal	201
Hagens älteste Lustgrotte	215
Harte Zeiten für Legastheniker	229
Jakob	235
Letzter Vorhang – Shakespeare einmal anders	263
Dinner in the Dark	285
Die Bücher des Professor Krux	301
Mein Name ist Baxter ... Ian Baxter	309
Quellenverzeichnis	346

VORWORT

Im September dieses Jahres fuhr ich mit dem Zug nach Berlin zur 33. Internationalen Tattoo Convention. Ich selbst habe keine Tätowierungen, dafür bin ich viel zu feige, aber ich musste beruflich dorthin.

In der Arena Berlin tagte eine Messe wie jede andere, nur dass hier schrillere Typen als anderswo herumliefen, mit Brandings und Ziernarben am Körper, gespaltenen Zungen, Piercings in den Schläfen, Implantaten in der Stirn und bunten Tattoos auf Schultern und Schädeln. Dort sollte ich meinen kürzlich in einer Neuauflage des Goldmann Verlags erschienenen Horror-Roman *Der Judas-Schrein* präsentieren. Der Raum, in dem die Lesung stattfinden sollte, die mir Dr. Theo Pims, der neue Goldmann-Programmleiter für Phantastik, organisiert hatte, war über eine enge Treppe erreichbar und lag im Keller. Er bot gerade mal Platz für zwanzig Personen.

Toll, dachte ich.

Im Stockwerk darüber barst die große Halle förmlich unter dem Zustrom der Besucher. Zu meiner Lesung kamen nur drei. Vermutlich lag es daran, dass sie nirgends angekündigt worden war und mein Podest nur aus zwei wackeligen Holzpaletten bestand, über die ein schwarzes Samttuch geworfen war. Dank des schmalen und schmutzstarrenden Oberlichts war es so dunkel wie in einem Bärenarsch, und das einzig Funktionierende an dem Mikrofon waren die Rückkopplungen. Honorar für die Lesung gab es wie üblich keines – im Gegenteil, die Veranstalter hatten mir sogar fünfzig Euro für den Eintritt abgeknöpft! Das kannte

ich bereits seit Jahren. Also nichts, was mich sonderlich schockiert hätte.

Während ich das erste Kapitel aus *Der Judas-Schrein* las und das Publikum meine Bemühungen mit stoischen Mienen quittierte, stieg ein vierter Besucher die Treppe herunter und betrat den Raum. Ich schielte kurz zur Tür.

Scheiße!

Es war Dr. Theo Pims höchstpersönlich!

Er zog den Hut von seinem kahlen Schädel und klopfte sich den Staub aus seinem bodenlangen Mantel. Vor sich hin murmelnd trat er mit schweren Schritten näher, gestützt auf einen Stock mit knochenweißem Knauf, der einem Totenschädel ähnelte. Plötzlich roch es nach Verwesung. Als er sich in der ersten Reihe auf einen Stuhl fallen ließ, erhoben sich die anderen drei Besucher und verließen den Raum. Profi, der ich war, las ich unbeirrt weiter. Vielleicht würden die drei Zuhörer ja wiederkommen.

Ein Irrtum!

Obwohl ich Dr. Theo Pims bisher nur ein einziges Mal begegnet war – auf einem Literaturfestival in Siebenbürgen –, wusste ich einiges über ihn. Bevor er Programmleiter bei Goldmann wurde, hatte er seinen eigenen merkwürdigen Kleinverlag in Wadern im Saarland geleitet. War mir auch nur deswegen in Erinnerung geblieben, weil die Postleitzahl des Orts 66687 lautete und Pims' Verlag *Mephisto* hieß. Zufall? Bestimmt nicht! Sein Name *Theo Pims* war ein Anagramm von *Mephisto*, und er sah auch so aus wie der Teufel höchstpersönlich.

Obwohl *Mephisto* ein Genreverlag gewesen war, hätte ich dort nicht ums Verrecken veröffentlichen wollen. Einfach deshalb, weil er die Cover seiner Bücher selbst kreierte und die allesamt aus sahen, als hätte sie ein Geisteskranker in einer psychiatrischen Anstalt in den 1950er-Jahren nach einer Elektroschocktherapie entworfen.

Gerüchten zufolge hatte Dr. Theo Pims die Honorare an seine Autoren stets bar in abgegriffenen Banknoten bezahlt, die nach Moder mieften, als hortete er sie bündelweise, umgeben von Nebel und Sumpf, in einer tiefen Gruft. Außerdem hatte er seine Bücher in einer Druckerei in den rumänischen Karpaten auf ledrigsteifem Papier drucken lassen, sodass die Seiten beim Umblättern ein erschreckendes Quäken von sich gaben. Erzählte man sich zumindest.

Zudem war er dafür bekannt gewesen, dass er jedes Jahr genau dreizehn Bücher herausbrachte. All diese Werke waren stets am 6. Juni erschienen und pünktlich um 6 Uhr früh ausgeliefert worden. *Ein magisches Datum*, wie er behauptete.

Die Webseite seines Verlags war seinerzeit auf einem Server im Darknet zu finden gewesen, und er hatte wöchentlich Kommentare in diversen Internetforen hinterlassen, die man besser nicht aufsuchte, wollte man nicht das Interesse des BKA auf sich ziehen. Seine E-Mails, die er stets mit »Der Lord« signierte, wirkten wie die eines verrückten Tattergreises, der direkt aus der Hölle entsprungen war. Und dieser Mann leitete nun das Phantastikprogramm des Goldmann Verlags. Hatten die niemand anderen finden können?

Bisher hatte ich wegen meiner Krimis bei Goldmann nur Kontakt mit den Lektoren, dem Vertrieb, der Presse- und Marketingabteilung gehabt. Nie mit ihm. Einer Person wie Dr. Theo Pims ging man lieber aus dem Weg, es sei denn, man wollte nach und nach in einen dunklen Abgrund gezogen werden.

Aber nun saß er hier vor mir!

Und ich fragte mich einmal mehr, warum ich die Neuauflagen meiner Romane *Der Judas-Schrein* und *Das Eulentor* ausgerechnet unter seiner Programmleitung veröffentlicht hatte. Dummerweise hatte ich vor einigen Jahren auf ebenjenem Literaturfestival in Siebenbürgen nach einer durchzechten Nacht mit zu vielen Bechern Absinth die Verträge, die er mir unter die Nase gehalten hatte,

unterzeichnet. Aus dem Deal konnte ich nicht aussteigen, denn Dr. Theo Pims besaß kompromittierende Fotos von mir und einer lebenden schwarzen Katze, mit der ich ... Na ja, wie auch immer – ich hatte die Texte überarbeitet, die Bücher waren erschienen, ich hatte die Lesung gehalten, und mittlerweile konnte er mich kreuzweise. In Zukunft würde ich einfach besser aufpassen, bei wem ich was unterschrieb, und mich von Absinth fernhalten.

Nachdem ich die Lesung beendet hatte, kam er zu mir ans Pult und setzte sich auf den Tisch. Sein Ledermantel knirschte, während er ein Bein über das andere schlug. »Abend«, knurrte er. Seine Miene blieb ernst.

»Hallo«, sagte ich. »Wie hat Ihnen die Lesung gefallen?«

»Hab schon bessere gehört, nicht von Ihnen, Herr Gruber, aber von anderen Autoren.«

Wow! Was für ein Kompliment.

»Danke«, nuschelte ich.

»So, mein Lieber«, säuselte er und schlug dann so unvermittelt mit seinem Stock auf den Boden, dass ich zusammenzuckte. »Haben Sie das nächste Buch für unsere Phantastik-Werkausgabe schon fertig?«

Das nächste Buch? Werkausgabe? Vergiss es, Alter!

Er sah mich ernst an.

»Das nächste ...?«, wiederholte ich verwirrt.

»Achtzehn Kurzgeschichten für die nächste Storysammlung«, half er mir auf die Sprünge.

Mir wurde heiß. Anscheinend machte er keine Witze. »Welche achtzehn Storys?«, krächzte ich.

»*Welche achtzehn Storys?*«, äffte er mich nach und rollte mit den Augen, sodass die Pupillen für einen Moment verschwanden. »Herr Gruber, Sie werden doch jetzt nicht nervös werden?«

»Nervös? Ich? Warum?« Ich verbarg meine Hände unter dem Tisch.

»*Warum?* Weil Sie nur noch eine Woche bis zum Abgabetermin haben.«

»Welcher Abgabetermin?« Panik machte sich in mir breit.

Dr. Theo Pims' Gesichtszüge veränderten sich. »Sie schulden dem Verlag noch achtzehn Texte.« Er tätschelte meine Wange mit der rechten Hand. An jedem seiner knöchernen Finger prangte ein schwerer Ring. Dann zog er ein paar zusammengeheftete, leicht schmutzige Blätter aus der Innentasche seines Mantels, die er mir hinwarf.

Ich starrte auf das Papier. Es war ein Exemplar jenes Vertrages, den ich vor einigen Jahren auf dem Festival in Siebenbürgen nach dem siebten Becher Absinth leichtfertig unterschrieben hatte. »Und? Ich habe die beiden Romane doch abgeliefert.«

Er verdrehte die Augen und wandte den Kopf zur Seite. »Dieser Kerl hat keine Ahnung, wovon ich rede ... Künstler eben«, sagte er zu sich selbst, als wäre ich nicht anwesend.

Die Situation, in der ich mich plötzlich befand, kam mir wie ein schlechter Scherz vor, zumal wir nie über weitere Bücher gesprochen hatten.

Nach einem tiefen Seufzer blätterte er zur letzten Seite. Am unteren Rand gab es eine kleingedruckte Fußnote, auf die Dr. Theo Pims mit seinem langen gekrümmten Fingernagel pochte. Ich schwöre bei Gott, an jenem Abend sah ich diese Klausel zum ersten Mal. Dort stand, dass ich im Halbjahrestakt neun weitere Bücher für die insgesamt elfbändige Phantastik-Werkausgabe zu den oben genannten Bedingungen abzuliefern hatte.

»In sieben Tagen ist der nächste Abgabetermin«, erklärte er mir, als wäre ich begriffsstutzig. »Ich brauche als Nächstes achtzehn Kurzgeschichten. Klemmen Sie sich dahinter und schreiben Sie die – irgendwie! Aber strengen Sie sich an, damit die nicht so mies werden wie die letzten beiden Bücher.«

Meine Kehle wurde trocken. »Ich habe keine achtzehn Storys«,

krächzte ich. Mir wurde schwindlig. »In dieser Zeit schaffe ich höchstens *einen* neuen Text, und der wäre nicht einmal gut.«

»Keiner Ihrer Texte war *wirklich* jemals gut.« Er verzog abschätzig den Mund. »Außerdem ist das nicht mein Problem.«

Ja, es war mein Problem, ein ziemlich schlimmes noch dazu, denn bei meiner derzeitigen Verfassung würde ich in sieben Tagen nicht mal die Eröffnungsszene *einer* Story schaffen.

»Das bekomme ich nicht hin«, krächzte ich.

»Warum nicht?«

»Schreibblockade«, presste ich hervor und verstaute mein Buch, aus dem ich gelesen hatte, in der Tasche.

Und das war noch untertrieben. *Totales inneres Embargo* kam der Sache schon deutlich näher. Angelangt am *kreativen Ground Zero* traf es wohl am besten. Seit ich das letzte Buch abgeliefert hatte, lähmte mich eine Schaffenskrise und ich war nicht einmal mehr in der Lage, eine Autogrammkarte zu signieren.

»So, so, der Herr Autor hat plötzlich eine Blockade.«

»Herr Pims, ich ...«

»Dr. Pims!«

»... ich schätze Sie als wirklich großartigen Verleger«, log ich und versuchte, dabei zu lächeln. »Aber ...«

Er verzog keine Miene. »Geben Sie sich keine Mühe. Ich weiß, was Sie und Ihre hochgeschätzten Autorenkollegen früher hinter meinem Rücken über mich erzählt haben, was dazu geführt hat, dass die katholische Kirche Sanktionen gegen meinen Kleinverlag erwirkt hat, woraufhin ich gezwungen war, ihn zu schließen.« Beim Wort *Kirche* spuckte er verächtlich auf den Boden. »Aber in meinem neuen Job werde ich brillieren. Ich muss nur einige Erfolgserlebnisse vorweisen, und Sie werden mir dazu verhelfen.«

O Gott, ausgerechnet ich! Meine Kehle wurde trocken. Da hatte ich die rettende Idee. »Also gut, ich werde versuchen, die Texte rechtzeitig zusammenzustellen.«

»Möchte ich Ihnen auch geraten haben. Ich sage nur ...
miauuuuuu!«

Verdammt! Die Fotos! Bestimmt würde er sie veröffentlichen, falls ich nicht kooperierte.

Ich versuchte zu schlucken. »Herr Pims ...«

»Dr. Pims!«

»... ja, ich, äh ... habe nur noch Texte aus alten Anthologien. Doch daran besitze ich keine Rechte – die fallen erst in ein paar Jahren wieder an mich ...«

»Ihr Problem!«

»Aber ich könnte die Rechte besorgen«, sagte ich rasch.

»Machen Sie das!« Er schnappte sich den Vertrag und wedelte damit vor meiner Nase herum. »Besorgen Sie die Storys – egal wie.« Er machte ein Gesicht, so freundlich wie eine Gefängnistür. »Sonst veröffentliche ich nicht nur die Fotos, sondern hole auch Ihre Frau und Ihre fünf Katzen nach Wadern.«

Wadern! Mit der Postleitzahl 666...! Die anderen beiden Ziffern hatte ich in der Panik vergessen. Im Saarland, an der Grenze zu Frankreich und Luxemburg, wo sein Wohnsitz lag. Man erzählte sich Schreckliches über den Keller seiner Villa.

Ich schluckte.

»Sie haben sieben Tage Zeit.«

Sieben Tage! Das erinnerte mich an einen schlechten Horrorfilm.

Er erhob sich vom Tisch und verließ den Raum. Durch das Oberlicht sah ich, dass es heftig zu regnen begonnen hatte.

Statt mit dem Zug zurück nach Wien zu fahren, blieb ich in Berlin und löste ein Ticket für die U-Bahn. Das war der erste spontane Gedanke, der mir in den Sinn kam. Ich musste meinen Autorenkollegen Boris Koch besuchen. Er hatte in den letzten Jahren zwei Anthologien herausgebracht, in denen ich mit je einer Story

vertreten war. Er würde mir garantiert helfen – befreundete Künstler in Not unterstützten sich ohne Wenn und Aber.

Am südlichen Stadtrand von Berlin musste ich in einen Bummelzug umsteigen, der mich an die Grenze zu Brandenburg in den Spreewald brachte, wo das Büro von Boris Kochs Verlag Medusenblut lag.

Der kleine Bahnhof mitten im Wald war nett und heimelig. Der Ort lag direkt an der Kuckol, einem reißenden Bächlein, und erinnerte mich mit den vielen Giebeln und Türmchen an die Stimmung aus Grimms Märchenwelt. Moos lag auf den spitzen Hausdächern, fette Krähen saßen auf den Schornsteinen, bleigrauer Nebel kroch vom Bachbett herauf.

»Ich suche Boris Koch vom Medusenblut Verlag«, sagte ich zu einem Schafhirten, der Pfeife rauchend vor dem Wartehäuschen des Bahnhofs stand.

»Den Markgraf Koch?«, hustete er.

Der Markgraf? Was war denn das für ein Idiot?

»Ja, wahrscheinlich ...«, murmelte ich verunsichert.

»Bist du dir absolut sicher?«, fragte er mich.

»Ja, ich denke schon ...«

»Dann komm mit, Junge.«

Ich bezahlte fünfzig Euro, dann brachte er mich mit seinem Holzwägelchen, das von zwei fetten, großen Schafen gezogen wurde, auf eine Anhöhe im Wald. Die anderen Tiere trotteten hinterher. Vor einer einsamen Schlosskapelle hielt er. »Wir sind da«, knurrte er.

Ich stieg aus und ging zu der imposanten Holzpforte. Äußerlich glich das Gebäude, in dem angeblich der Markgraf hauste, einem verfallenen Zisterzienserkloster. Es musste sich um eine Verwechslung handeln. Noch bevor ich sagen konnte, dass hier wohl kaum mein Autorenkollege wohne, war der Hirte mitsamt Wagen und Schafen bereits im Wald verschwunden. Zurück

blieb der Gestank nach Schafskötteln, die mir an den Schuhen klebten.

Ich musste den Hausherrn wohl nach dem Weg zurück in den Ort fragen, also pochte ich mit dem eisernen Klopfer. Er hatte die Form eines ... *Medusenhauptes*.

Ein hagerer Mann mit kantigen Gesichtszügen, schlohweißem Haar, einem Mantel aus weinrotem Samt mit hohem Kragen und einem schlanken Raben auf der Schulter öffnete mir die Tür. *Herrgott!* Das musste Boris Koch sein, der Verlagsleiter. Ich kannte ihn nicht persönlich, glaubte ihn jedoch aufgrund von Pressefotos zu erkennen. Seine Augen lagen tief, sein aschfahler Teint wirkte ungesund, als litt er unter einer seltenen Blutkrankheit.

»Bist du ...?« Ich stockte. »Sind Sie Boris Koch?«

»Der Markgraf, ja«, wisperte er heiser, ohne dass seine Lippen sich merklich geöffnet hätten.

»Äh, guten Abend ...«, stammelte ich. »Ich komme ...«

»Aus Wien«, unterbrach er mich mit leiser Stimme. »Das hört man. Kommt herein, seid mein Gast. Doch bitte ich Euch, leise zu sein ... mein Gehör ist empfindlich. Ich hörte Euer Keuchen bereits von Weitem.«

Er rümpfte die Nase und trat zur Seite. Hinter ihm lag ein unendlich langer Korridor, der viel tiefer in das Gebäude reichte, als ich es von außen für möglich gehalten hätte.

»Schuhe abtreten«, befahl Boris Koch.

Ich gehorchte, danach führte er mich im wahrsten Sinn des Wortes in sein Reich. Im Gang lag ein schwerer Brokatteppich, der jedes Geräusch dämpfte. Dennoch versuchte ich, leise aufzutreten. Im Spiegelsaal brannten Hunderte rote Kerzen. Es roch nach Weihrauch. Aus einer Grube drang das Zischen von Schlangen und über einem Sofa-Ungetüm aus rotem Satin schwang ein mächtiges, lautloses Pendel wie von einer gigantischen Uhr.

»Was führt Euch zu mir?«

Ich erklärte ihm, was ich wollte. Er lächelte gnädig und ließ sich mit einem Glas Wein der Länge nach auf dem Sofa nieder. Allerdings trank er nicht. Stattdessen nippte der Rabe regelmäßig an dem Wein.

Zweifelsohne bemerkte Boris Koch meinen verwirrten Blick. »Ein guter Tropfen Amontillado, Jahrgang 1846«, erklärte er.

»Was ist nun mit den Rechten?«, fragte ich nach einer Weile.

»Wisst Ihr, meine Bücher entstehen nicht in einer gewöhnlichen Druckerei. Es bedarf einer gewissen Handfertigkeit, edlen Pergaments und einer speziellen Druckertinte.«

Ich hatte keine Ahnung, wovon er sprach.

»Legt Euch doch zu mir.« Er klopfte auf die schmale freie Stelle neben sich. Staub stieg vom Sofa hoch.

Ich blieb stehen.

»Wie viel sind Euch die Rechte an einer Geschichte wert? Wie viel seid Ihr bereit zu geben, mein teurer Freund? Hundert Milliliter? Oder zweihundert?«

»Milliliter wovon?«, krächzte ich.

Der Rabe blickte kurz auf.

Statt zu antworten, betätigte Boris Koch einen Hebel neben dem Sofa. Augenblicklich stoppte die Bewegung des Pendels. Es begann, sich zu senken. Nun erkannte ich, woraus die Spitze des Pendels bestand. Eine hauchdünne Injektionsnadel, von der ein weinroter Schlauch im Inneren des Pendelarms verschwand.

»Sagt es mir«, forderte er mich auf.

Selbst der Rabe, der mich mit kohlschwarzen Augen fixierte, schien auf eine Antwort zu warten.

Als ich die Schlosskapelle verließ, klebte ein dickes Heftpflaster mit einem Druckverband an meiner Halsschlagader. Außerdem war ich etwas wackelig und schwach auf den Beinen. Aber ich besaß die Rechte an den ersten zwei Storys.

Wieder auf dem Bahnhof im Spreewald angekommen, betrat ich sogleich die einzige Telefonzelle weit und breit, ein altertümliches Ding, und wählte die Nummer von Hardy Kettlitz. Er und Hans-Peter Neumann wohnten in Berlin und führten den Shayol Verlag. Gute alte Kumpels von mir, die bereits drei Anthologien mit je einem Beitrag von mir herausgebracht hatten. Es waren Kollegen, die im selben künstlerischen Geist wie ich Bücher veröffentlichten. Sie würden Verständnis für meine Lage haben. Als ich Hardy am Telefon hatte, sprudelte ich freudig drauflos.

»He, Hardy, schön, dich mal wieder zu hören. He, ich bin zufällig in Berlin. Wir könnten uns treffen, was meinst du? Ein paar Projekte besprechen und ... ähm ... über die Rechte älterer Texte plaudern.«

»Soso«, antwortete er nur. »Über Rechte plaudern ...« Er schwieg eine Weile, dann sagte er: »In fünf Stunden, im Norden Berlins, am Zabel-Krüger-Damm, in einer Kneipe, die sich *Zum Eisernen Anus* nennt. Sei pünktlich.« Danach legte er auf.

Ich war pünktlich. Hardy Kettlitz und Hans-Peter Neumann erwarteten mich bereits in einer dunklen Nische mit Rundbogen aus Backsteinziegeln. Sie saßen bei einer teuren Flasche Côtes du Rhône.

»Hey, hallo, Jungs«, begrüßte ich sie, »schön, euch zu ...«

»Lass das Gefasel und komm zum Punkt!«, unterbrach Hardy mich.

»Okay, also, ich ...« Ich setzte mich an den Tisch. »... brauche die Rechte an meinen drei Storys.«

Hardy verzog keine Miene. Er warf Hans-Peter einen Blick zu. »Kaum ist der halbwegs erfolgreich mit seinen Scheiß-Krimis, kommt er an und will die Rechte an seinen Storys zurück.«

Hans-Peter saß geduckt da, den Blick auf das Tischtuch gerichtet. »Ich hab dir gleich gesagt, dass der so ist«, flüsterte er.

Ich war wie vor den Kopf gestoßen. »Also, nein, ich ...«

»Und du glaubst, mit einem Kleinverlag, wie wir ihn führen, können wir es uns leisten, die Kosten für den Druck der Bücher aus eigener Tasche vorzufinanzieren und, noch bevor sich die Ausgaben wieder eingespielt haben, die Rechte herauszurücken?«

»Also, ich wusste nicht, dass es ...«, stammelte ich.

»Ich hab dir gleich gesagt, der kapiert das nicht«, flüsterte Hans-Peter.

Ich atmete tief durch. »Okay, was verlangt ihr?«

Hardy goss etwas Wein in ein leeres Glas. »Greif zu«, forderte er mich auf. »Geht auf Kosten des Verlags«, sagte er sarkastisch.

»Wir haben es ja ziemlich dicke!«

Ich nippte aus Höflichkeit daran, verzog aber das Gesicht. Der Wein schmeckte grässlich.

»Hast du Amalgamplomben?«, fragte Hardy.

Ich lächelte. »Nein, natürlich nicht.«

»Keramik-Inlays?«

»Nein.«

»Sondern?«

»Goldfüllungen.«

Hardy hob eine Augenbraue.

»Ich hab dir gleich gesagt, der ist stinkreich«, flüsterte Hans-Peter.

Stinkreich? Ich? Mir war plötzlich heiß und ich fühlte mich etwas schwummerig. Ich starrte das Weinglas an. Erst jetzt fiel mir auf, dass weder Hardy noch Hans-Peter von dem Wein getrunken hatten.

»Der Verlagsjob wirft finanziell nicht viel ab. Hauptberuflich ist Hans-Peter Tierarzt«, erklärte Hardy und deutete mit einer Kopfbewegung zur Ziegeldecke. »Seine Praxis ist im ersten Stock. Sie hat auch einen kleinen chirurgischen OP – zum Kastrieren ... der Hunde und Katzen.«

Bevor ich ohnmächtig vom Stuhl sank, sah ich noch, wie Hardy dem stämmigen Kellner zuwinkte, der herbeieilte, um mich aufzufangen.

Als ich wieder auf der Straße stand, herrschte finstere Nacht. Es war eiskalt, ein sternenklarer Himmel. Mein Mund fühlte sich so dick an, als könnte man problemlos ein Fass darin verstecken.

Hans-Peter hatte mir vier Goldplomben entfernt und durch schiefe Amalgamgebilde ersetzt. Drei für die Rechte an drei Storys – die vierte als Entschädigung dafür, dass er seine Praxis wegen der OP für eine Stunde hatte schließen müssen. Jedenfalls war ich froh, dass er mir nicht das Gleiche angetan hatte wie den Hunden und Katzen.

Die Typen aus der Kleinverlags-Szene konnten mich mal! Wegen der Rechte an den nächsten drei Storys würde ich mit einem Profi verhandeln. Ich wusste auch schon, wer das sein sollte. Frank Festa vom Festa Verlag! Er war ein Mann, auf dessen Wort man sich verlassen konnte, der seinen Verlag professionell führte. Er würde mir helfen können – auch ohne seltsame Bedingungen.

Ich fuhr mit dem Nachtzug nach Leipzig. Während der Fahrt telefonierte ich mit meiner Frau in Wien, die mich bereits seit Stunden aus Berlin zurückerwartete. Ich erklärte ihr, dass meine Reise unerwartet länger dauern würde. Von den Komplikationen erwähnte ich nichts. Ich wollte sie nicht unnötig beunruhigen. Außerdem hatte sie mich stets ermahnt, auch das Kleingedruckte zu lesen, bevor ich einen Vertrag unterschrieb.

»Du klingst so merkwürdig«, sagte sie.

»Alles in Ordnung«, nuschelte ich mit geschwollener Backe.

Ich wollte mich gerade verabschieden, da erzählte sie mir, zwei hochgewachsene Männer mit ruppigem, leicht französisch klingendem Akzent in Begleitung von zwei sabbernden Rottweilern

hätten mich sprechen wollen. *O Gott, die kamen bestimmt aus Wadern!* Sie hatten sich erkundigt, ob alles nach Plan verlaufen würde. Meine Frau klang irgendwie angespannt.

»Ich soll dir ausrichten, dass sie mich und unsere Katzen im Auge behalten würden. Außerdem wollten sie wissen, ob wir noch weitere Haustiere haben. Andreas, was meinen die damit?«

»Ach, das ist ein Insider-Joke aus der Verlagsbranche. Vergiss es einfach. Ich liebe dich.«

»Wer waren die Kerle? Kennst du die?«

»Der Zug fährt gerade in einen Tunnel ... die Verbindung ... ich ... muss ...« Ich rieb das Mikrofon des Handys an meinen Jeans, danach unterbrach ich das Gespräch und schaltete das Telefon aus. Je weniger sie wusste, desto besser.

Schweiß stand mir auf der Stirn. Alles im grünen Bereich, sagte ich mir. Ich würde die Rechte an den restlichen Storys noch rechtzeitig auftreiben. Kein Problem. Frank Festa war ein guter alter Kumpel von mir.

Am nächsten Morgen startete ich unausgeschlafen und komplett verspannt aus dem schmalen, vorsintflutlichen Zugabteil in die graue Landschaft. Eine halbe Stunde später kam der Zug in Ramelfangen an, einer winzigen Gemeinde westlich von Leipzig. An jenem kalten, nebeligen Septembermorgen, als ich einsam am Bahnhof stand, erinnerte die Gegend mit ihrer Pfarrei, den engen menschenleeren Gässchen, dicht gedrängten Häusern, schwarzen Holztüren und Kellerabgängen, aus denen scharfer Kalkgeruch empordrang, an ein mittelalterliches Kaff, dessen Einwohner von der Pest dahingerafft worden waren. Auf dem Hügel hinter dem Ort hockte die Silhouette einer windschiefen Burg.

Ich versuchte, ein Taxi zu finden, entdeckte jedoch nur eine Kutsche mit zwei Gäulen und einem Schild auf dem Dach, das auf eine sächsische Sehenswürdigkeiten-Rundfahrt hinwies.

»Ich suche einen gewissen Frank Festa vom Festa Verlag«, rief ich durch den Nebel zum Kutscher hinauf, der in einen dicken Mantel gehüllt auf dem Bock saß.

»Festa Verlag«, murrte er und schlug hastig ein Kreuzzeichen.

»Können Sie mich hinbringen?«, fragte ich.

Der Kutscher hob den Blick zu den Bergen. »Natürlich ... es ist ja noch hell. Dafür verlange ich aber das Doppelte. Allerdings fahre ich Sie nicht direkt bis zur Burg. Die Pferde scheuen leicht ... Gott stehe uns bei.«

Burg?

Ich war einverstanden und stieg ein. Die Fahrt ging raus aus dem Ort, führte durch ein dichtes Waldstück und danach über einen schmalen felsigen Pfad in die Berge. Nach etwa einer Stunde schälte sich ein dunkles Gemäuer aus den Nebelfetzen, die wie eine Dunstglocke im Gebirge festhingen. Der Kutscher hielt und ließ mich aussteigen. Den Rest des Weges lief ich zu Fuß.

Ich erinnerte mich an die Schmerzen in meinem Mund. Schlimmer konnte es nicht mehr werden ... dachte ich zumindest.

Nachdem ich an die Tür geklopft hatte, dauerte es eine Weile, bis Frank Festa höchstpersönlich öffnete. Ich kannte ihn von diversen Fotos und hatte bereits mehrmals mit ihm telefoniert. Er hatte sich stets als eloquenter und sympathischer Geschäftsmann präsentiert. Dennoch war ich überrascht, wie groß der Mann tatsächlich war. Er überragte mich gut und gern um einen Kopf, war breit gebaut, mit einer Gestalt, die mich an den Prager Golem erinnerte. Darüber hinaus trug er einen schwarzen Umhang, an dessen Innenseite kopfüber leblos erscheinende Fledermäuse hingen. Wie er so dastand, bemerkte ich, dass er darauf achtete, stets im Schatten des Torbogens zu bleiben, sodass ihn das milde, durch die Nebelfetzen fallende Sonnenlicht nicht beschien.

Ich stellte mich vor und fragte ihn geradeheraus nach den Rechten meiner drei Kurzgeschichten, die ich bislang in Anthologien seines Verlags veröffentlicht hatte.

Offenbar war ihm bereits nach wenigen Worten von mir klar, worauf ich hinauswollte. »Normalerweise regeln solche Fälle meine Anwälte beim Amtsgericht Leipzig«, unterbrach er mich bedächtig mit sonorer Stimme. Die riesigen Fingerknöchel seiner Hände knackten. »Doch in Ihrem Fall, Herrr Grrruber, werden wir bestimmt eine andere Lösung finden.« Er ließ das rrr wie Boris Karloff bei einem seiner gruseligsten Auftritte rollen.

»Vielen Dank«, nuschelte ich.

»Was ist mit Ihrem Mund geschehen?«, fragte er.

»Wie bitte?«

»Ihr Mund!«

»Ach, nichts«, presste ich hervor.

»Sie sollten den Zahnarrzt wechseln.« Der Anflug eines Schmunzeln huschte über sein Gesicht. Dann legte er mir seinen langen Arm mit der großen Pranke über die Schulter und zog mich sanft ins Haus. Da erst bemerkte ich die enorme Länge seiner gekrümmten gelben Fingernägel. Hinter mir fiel die schwere Tür ins Schloss.

In seinem Salon bot er mir eine Schale Schwarztee an, der galenbitter schmeckte. Daraufhin führte er mich über eine lange, schmale, gewundene Marmortreppe in den Keller. Es war feucht, roch nach Moder, und aus den Rissen in der Mauer drang das Quieken von Getier.

»In meinem Büro«, erklärte er lächelnd, »bewahre ich seit 1766 alle Verträge auf.«

Seit 1766?

In den Wandregalen neben den Hunderten Folianten standen Dutzende Vitrinen, gefüllt mit Glasbehältern, in denen merkwürdige Objekte in einer gelblich-trüben Flüssigkeit schwammen.

Festa führte mich zu einem Holzregal, das schief in einer Wandnische hing. Vor jedem Glas stand ein handgeschriebenes Kärtchen mit einem Namen darauf: Poe, Shelley, Byron und Stoker. In jedem Behälter schwamm ein Finger. Abgetrennt am Handwurzelknochen. Wenn das Kerzenlicht darauf fiel, konnte man sogar den weißen Knochen erkennen. Am anderen Ende des Regals standen weitere Gläser, in denen Augen, Ohren und Nasen schwammen. Auf den Kärtchen standen Namen wie Lovecraft, Bierce, Bloch, Blackwood, Campbell, Howard oder Hodgson.

»Rrrückgabe von Rrrechten besiegle ich gern mit einem persönlichen Vertrag.« Er schmunzelte. »In Ihrem Fall handelt es sich um drrrei textliche Elaborate, Herrr Grrruber.« Das rrrr rollte wieder, und es klang wie aus der Gurgel eines Wahnsinnigen. »Allerdings würde ich mich ...« Er lächelte sanftmütig. »... mit *einem* Fingerrr begnügen.«

»Einverstanden«, sagte ich.

»Pro Story.«

»Oh!«

Ich wusste, er machte keinen Scherz! Ich wollte so rasch wie möglich aus diesem Panoptikum des Grauens verschwinden, doch in diesem Moment merkte ich, wie der Tee zu wirken begann. *Nicht schon wieder!* Der Raum fing an, sich um mich zu drehen, und Frank Festa schob mir gerade noch rechtzeitig mit dem Fuß einen Stuhl unter den Hintern ...

Nachdem ich das KunstStoff-Magazin, die Verlage Aarachne, Ars Vivendi, Falter, Obelisk, Capricorn, Grafit und den Club Bertelsmann abgeklappert hatte, trug ich weitere Narben am Rücken, auf der Brust und an den Schultern. Mein linker Arm war nicht mehr zu hundert Prozent beweglich, die große rechte Zehe fehlte mir, ein Auge schmerzte wie von Säure verätzt, und an einer Stelle an meinem Hintern würden wohl nie wieder Haare wachsen. Außer-

dem war ein Teil meines Gehirns unwiederbringlich entfernt worden. Als Folge davon konnte ich statt eines *L* nur noch ein *N* sagen. Es fehlten mir nur noch die Rechte an zwei Texten, um die achtzehn voll zu haben – so wie es im Vertrag stand. Und ich hatte bereits eine Idee, wie ich die bekommen würde.

Ich saß im Zug, auf dem Weg zum Münchner Flughafen, wo ich einen Flug nach Mallorca gebucht hatte. Während der Fahrt rief ich meine Frau an, damit sie sich keine Sorgen machte. Schließlich war ich in der Zwischenzeit kein einziges Mal zu Hause gewesen.

»Schatz, ist alles in Ordnung bei dir?«, fragte sie mich besorgt.

»Annes bestens, mein Niebning.«

»Ich mache mir Sorgen.«

»Wozu? Das ist doch nächernich!«

»Wann wirst du zurückkommen?«

»Ich muss nur noch rasch geschäftlich nach Mannorca fniegen. In Windeseine bin ich wieder zurück.«

»Nach Menorca?«, fragte sie.

»Nein, nach Mannorca«, korrigierte ich sie.

»Was? Du klingst so anders. Du meinst wohl Menorca?«

»Ja«, sagte ich resigniert und legte auf.

Der Mann an der Passkontrolle warf einen Blick auf meine mit Mullbinde bandagierte linke Hand, wo mir Frank Festa drei Finger mit einer, wie er sagte, leider mittlerweile etwas stumpfen Zange abgezwickelt hatte.

»Sind Sie beruflich oder privat unterwegs?«, fragte mich der Mann.

»Ich fniege beruflich nach Mannorca«, flüsterte ich.

Er sah mich merkwürdig an. »Gut, Sie können passieren«, rief er schließlich.

»Nicht so naut«, flüsterte ich. Die höllischen Kopfschmerzen brachten mich noch um. Die Nähte am Hinterkopf waren ja noch frisch.

Auf Mallorca gelandet, nahm ich mir ein Taxi, das mich in einer stundenlangen Fahrt über eine staubige Straße ans andere Ende der Insel brachte. Es war ein prächtiger Tag. Die Sonne schien, der azurblaue Himmel war wolkenfrei, die Möwen glitten kreischend übers Meer und die Fischkutter tuckerten vor den Klippen auf und ab.

Alisha Bionda lebte in einer Finca am Strand. Das Wasser des Swimmingpools spiegelte sich auf den sandfarbenen Mauern. Die braunen Fensterläden standen offen, Vorhänge wehten im Wind. Auf dem Balkon erschien Alisha und lehnte sich elegant an die Holzbalustrade. Ich kannte sie von Fotos – und von Hunderten E-Mails, die ich im Lauf der Zeit mit ihr gewechselt hatte. Sie war total nett und brachte es gewiss nicht übers Herz, auch nur einer Fliege ein Haar zu krümmen. Langbeinig, mit wallendem braunem Haar und einem bunten Sari bekleidet, winkte sie mich mit einer graziösen Handbewegung zum Pool. Ich nahm unter einem Sonnenschirm zwischen zwei Palmen in einem Korbstuhl Platz.

Minuten später näherte sich Alisha in Begleitung eines hochgewachsenen jungen Mannes mit Sonnenbrille. Er trug einen schwarzen Bart und hatte das lange pechfarbene Haar zu einem Zopf geflochten. Sein Teint war blass und er trug einen langen dunklen Mantel.

»*Mi casa es su casa*«, strahlte Alisha. Sie deutete zu mir. »Andreas Gruber«, stellte sie mich ihrem Begleiter vor. »Ein begnadeter Schriftsteller mit dem unverkennbaren göttlichen Talent eines jungen Goethe ... Marc-Alastor.«

Ich erhob mich. Ihre lobenden Worte waren mir ein wenig peinlich. »Aber bitte, das ist zu viel der Ehre ...«, sagte ich und blickte geschmeichelt zu Boden.

»Ich meinte damit natürlich Marc-Alastor«, entgegnete Alisha.

»Oh ... natürlich.« Nun blickte ich erst recht zu Boden.

»Sei Er willkommen auf der dunklen Seite der Insel, mein Bester«, murmelte Marc-Alastor und hielt mir seine mit schweren Silberringen bestückte Hand entgegen, wie ein Baron, der es gewohnt war, dass man seine Hand küsste.

Ich zögerte.

Alisha hob auffordernd eine Augenbraue, und schließlich küsste ich die Ringe an Marc-Alastors Hand.

»Nun denn, nehmt Platz!«

Auf dem Holztisch stand eine Obstschüssel. Marc-Alastor füllte ein Glas mit schwarzem Traubensaft. »Greift zu!«

Das wollte ich bereits, doch in letzter Sekunde zögerte ich. Ein drittes Mal würde ich nicht auf diesen Trick hereinfliegen. »Ich bin nicht durstig«, krächzte ich.

»Wie es Euch beliebt«, antwortete Marc-Alastor. »Wird Er uns wohl verraten, was Sein Begehrt ist?«

»Nun, ähm ...«, hütelte ich. »Ich wollte dich fragen, ob ich die Rechte an einer Novenne zurückhaben dürfte, die in einer deiner Anthologien erschienen ist.«

Die beiden sagten lange Zeit kein Wort. Das Lächeln verschwand aus Alishas Gesicht, und Marc-Alastors düstere Züge wurden noch finsterer, als schöbe sich eine schwarze Wolke vor den Mond.

Schließlich lächelte Alisha. Ihr Blick fiel auf meine bandagierte Hand. »Du warst doch kürzlich bei Frank Festa, nicht wahr?«, fragte sie.

»Nein«, log ich und spürte, wie das mir verbliebene Ohr zu glühen begann.

»Die Verletzung an deiner Hand?«

»Ein Unfall im Fnieger. Ich habe mir die Finger in der Bordnake eingeklemmt.«

»Wie tollpatschig, mein lieber Andreas.« Sie lächelte erneut, und es schien, als kannte sie die Wahrheit nur zu gut. Schließlich

war die Phantastik-Szene nicht allzu groß. »Und die Narben an deinem Kopf? Dein Sprachfehler? Dein Ohr? Du warst kürzlich nicht zufällig bei ...?«

»Nein!«, log ich.

Ein langhaariger afghanischer Windhund trottete aus der Finca auf uns zu und rollte sich vor Alishas Beinen zusammen. »Sagt er die Wahrheit, mein Lieber?«, fragte Alisha und kraulte das Fell des Tieres.

Der Afghane wackelte einmal mit dem linken Ohr.

»Ich denke auch, dass er lügt«, murmelte Marc-Alastor.

»Wie sieht es nun mit den Rechten aus?«, fragte ich.

»Natürlich bekommst du die«, antwortete Alisha. »Wir sind nicht so barbarisch wie Frank Festa, Boris Koch oder andere Kollegen aus der Branche.«

Irgendwie beschlich mich ein mulmiges Gefühl.

»Glaubst du mir nicht?«, fragte sie.

»Natürlich gnaube ich dir«, sagte ich rasch.

Alisha warf ihrem Begleiter einen wissenden Blick zu. Dieser nickte kaum merklich, erhob sich und begab sich ins Haus.

»Weißt du, warum das gebundene Buch dem E-Book-Reader überlegen ist?«, fragte sie mich.

Ich schüttelte den Kopf.

»Weil es keine Ladezeit braucht. Es piept nicht im Restaurant und verbraucht keinen Strom.«

»Aha, keine Nadezeit«, wiederholte ich.

»Weißt du, wie wir hier auf den Balearen Bücher binden?«

»Nein, aber vermutlich ...«

»Vermutlich hast du keine Ahnung«, fiel sie mir ins Wort. »Wir verwenden weder minderwertigen Leim noch billige Druckmaschinen und greifen auch nicht auf Klebebindung zurück wie andere Verlage. Hier versteht man sich noch auf gutes, solides Handwerk, das von Generation zu Generation überliefert wurde.

Manuelle Fadenheftung mit echten Sehnen und langlebiges Pergament von höchster Qualität. Unsere Bücher haben eine Seele.«

Mir wurde übel – ich ahnte, worauf es hinauslief.

»Du kannst dir sicher vorstellen, dass wir nicht gern Rechte von Texten zurückgeben. Der Buchdruck in unserem Hause ist zu aufwendig, die Rohstoffe zu kostbar, um etwas vom Markt zu nehmen.«

Marc-Alastor trat wieder aus dem Haus. Er trug eine in schwarzen Samt gehüllte Ledermappe. Als er sie aufschlug, stockte mir der Atem. In Dutzenden Schlaufen steckte chirurgisches Besteck.

»Natürlich bekommst du die Rechte an deiner Novelle zurück.« Alisha lächelte. »Als Gegenleistung genügen uns ein halber Liter Blut, drei Meter Sehnen und vierzig Quadratcentimeter deiner Haut.«

Dank zahlreicher Schmerzmittel verlief der Flug von Mallorca zurück aufs Festland halbwegs erträglich. Immerhin – ich war erfolgreich gewesen. Ich hatte noch einen Tag Zeit, mir fehlten nur noch die Rechte an der letzten Story – und ich wusste auch schon, woher ich die bekommen sollte. Ich musste noch einmal zurück nach Deutschland. In die Höhle des Löwen!

Ein letztes Mal!

Die Reise führte mich mit dem Zug und einem Regionalbus in den Rheingau, wo ich die Herausgeber des Nocturno-Magazins besuchen wollte. Alte Freunde von mir aus jener Zeit, als meine Texte erstmals in Magazinen veröffentlicht wurden. Markus Kastenholz und Timo Kümmel waren mir bestimmt wohlgesonnen. Kameraden aus alten Tagen. Denen konnte ich vertrauen.

Ein Pilger mit einem Wolfshund an der Leine brachte mich zwischen Walluf und Lorchhausen in den Wald des Taunusgebirges und zeigte mir den Weg zur *Kalten Herberge*. Dort lagen angeblich Büro und Lagerraum des Nocturno-Magazins. Da mein rechtes Bein nun kürzer war als das linke, konnte ich nicht mehr

so schnell laufen. Außerdem sah ich nicht mehr besonders gut im Dunklen. Erst als ich näher kam, erkannte ich die Herberge. Sie lag gut verborgen unter dem verästelten Dach mächtiger Schwarzföhren. Als ich die Tür erreichte und das Schild sah, zuckte ich unwillkürlich zusammen.

WILLKOMMEN BEI NOCTURNO
WIR BEISSEN NUR MANCHMAL!

Aus der Hütte hörte ich Klirren und dumpfe Schläge, als würde ein Stein mit Hammer und Meißel bearbeitet. »Hanno!«, rief ich und klopfte.

Markus Kastenholz öffnete die Tür. Feiner Steinstaub lag auf seinen Brillengläsern. Er trug einen braunen Lederschurz und hielt einen schweren Hammer in der Hand.

Mit staubgrauen Fingern wischte er über sein Brillenglas, was allerdings wenig Erfolg zeigte. Er wirkte wie ein einsamer Gebirgseremit mit einer Augenklappe. Als er mich schließlich erkannte, hoben sich seine Augenbrauen.

»Timo«, rief er, »der Andreas ist da!«

In der Mitte des Raums wurde eine hölzerne Bodenluke aufgestoßen. Timo Kümmel kletterte aus dem Keller, mit einer schweren Steinskulptur auf den Schultern.

»Tach, Andreas«, grüßte er, als er mich erkannte. »Mensch, komm rein, Alter, was für eine Freude. Was führt dich hierher?«

Die ersten wahrhaft freundlichen Worte seit sechs Tagen. Kein pseudofreundschaftliches Gelaber von sogenannten Kollegen. Nein, diese beiden Kumpels waren in Ordnung. Ich trat ein. Abgesehen von dem Gips, der hier überall herumlag, roch es nach Kaffee und Kuchen.

Timo ließ die wuchtige Skulptur in Form eines kriechenden dreibeinigen Esels von seinen Schultern auf den Boden gleiten.

Hatte die Figur gerade aufgestöhnt? Nein, das hatte ich mir sicher nur eingebildet.

Ich blickte mich in der Hütte um. »Was veranstaltet ihr hier? Ist das für das Coverbind des neuen Nocturno-Magazins?«

»Nee, wir arbeiten gerade an den Exponaten einer Ausstellung für das Berliner Pergamonmuseum«, erklärte Markus. »*Freaks – Versteinerte Körper*. Sie wird in wenigen Tagen eröffnet.«

Er machte einen Schritt zur Seite und eröffnete mir den Blick auf eine lebensgroße, hässliche Marmorskulptur, an der er gerade arbeitete. Ein Mischwesen aus Fledermaus und buckligem Greis. Es schien, als würde blasses menschliches Fleisch aus den Ritzen des Gesteins hervorquellen.

»Sehr schön ...«, sagte ich. »Eigentlich bin ich gekommen, um nach den Rechten einer Kurzgeschichte zu fragen, die vor nicht annu nanger Zeit in eurem Niteraturmagazin ...«

»Aber sicher«, antwortete Timo großzügig. »Was ist eigentlich mit deinem Auge passiert?«

»Och, annes in Ordnung.«

»Du könntest uns bei der Ausstellung helfen«, schlug Markus vor.

»... falls du die Rechte zurückhaben möchtest«, fügte Timo hinzu.

»Natürnich«, krächzte ich. »Kein Probnem.«

»Aber das hat Zeit.« Markus öffnete einen Schrank, nahm Servietten, Kaffeetassen und eine Zuckerdose heraus. »Hast du Hunger? Du siehst ziemlich fertig aus.« Er stellte alles auf den Tisch neben die Thermoskanne und ein Tablett mit Schokomuffins.

»Trinken wir erst mal einen Schluck Kaffee.« Er füllte die Tassen mit der Flüssigkeit aus der Thermoskanne. »Dann leg dich dort rein.« Er deutete ans andere Ende des Raums, wo eine manns-große Kiste stand, deren Bretter wie bei einer Holzverschalung von Zwingen zusammengehalten wurden.

Ich rührte die Tasse nicht an. Keine zehn Pferde würden mich je wieder dazu bringen, etwas zu trinken, das nicht originalverschlossen gewesen war.

»Mann, zier dich nicht so«, drängte Timo. »Den Kaffee habe ich erst vorgestern frisch aufgebrüht.«

»Nein, nieber nicht, danke.«

»Chill mal, Alter«, pflichtete Markus ihm bei. Er bemerkte, wie ich gierig auf die Muffins starrte. »Hat meine Mutter gebacken. Altes Rheingauer Rezept mit Kokos, Krokant und Schokostücken.«

Ich stopfte mir einen Muffin in den Mund und legte mich in den Holzsarg. In Kopf- und Hüfthöhe ragten vier Schläuche aus der Kiste. »Richtig so?«

»Klar doch, einfach entspannen, Alter.«

Eingetrocknete Betonstücke hafteten am Holz. Es roch nach Zement. Etwas klebte an der Innenseite der Bretter. Ich zupfte daran und glaubte, ein Stück Haut zu erkennen.

»Hast du frischen Zement angerührt?«, fragte Markus.

»Schon fertig«, antwortete Timo.

»Ich habe es mir anders übernegt«, stammelte ich und wollte aus der Kiste klettern, doch ich konnte mich kaum bewegen, meine Gelenke fühlten sich weich an wie Gummi.

Der Muffin!

»Verfnuchte Scheiße, was ist ...?« Im nächsten Moment fielen mir die Augen zu.

Ich erwachte in einem dunklen Raum. Es dauerte einige Tage, bis ich erkannte, was die beiden mit mir gemacht hatten. Na ja, zumindest war ich am Leben.

Allerdings bin ich mir nicht sicher, ob man das überhaupt *Leben* nennen kann.

Ich habe gelernt, nicht wahnsinnig zu werden und mit der völligen Bewegungslosigkeit umzugehen. Auch habe ich mir ange-

eignet, flach zu atmen, da mein Brustkorb wie von einem Steinkorsett eingeschnürt ist. Der scharfe Beton brennt wie die Hölle auf der Haut. Oder ist es mittlerweile mein eigener Schweiß? Meine Augen brennen, die Lippen sind aufgesprungen. Von den Schmerzen im Mund gar nicht zu reden. Vermutlich hat sich die Haut an manchen Stellen schon gelöst. Noch dazu kann ich mich nicht kratzen. *Das* treibt mich in den Wahnsinn! Der gesamte Körper juckt wie eine einzige offene Wunde, in der sich immer wieder neue Bakterien bilden und Pilze einnisten. Aber die höllischsten Schmerzen von allen würden erst in ein paar Wochen kommen, wenn sich meine Fingernägel nicht ausbreiten können und in den Körper hineinwachsen.

Nach einer Weile in diesem dunklen Gefängnis wurde mir klar, dass mich die vier Schläuche am Leben erhalten. Durch den Sprachtrichter bekomme ich Luft, durch den zweiten flüssige Nahrung, durch die beiden anderen Schläuche in Hüfthöhe kann ich ... na ja, das kann man sich bestimmt denken.

Falls Ihnen nicht zu sehr davor graut, können Sie die Ausstellung *Freaks – Versteinerte Körper* noch bis Ende nächsten Jahres im Berliner Pergamonmuseum besuchen. Mich können Sie als Exponat Nr. 13 betrachten, die *Lebende Säule*. Ich stehe ganz hinten links in der Ecke des letzten Ausstellungsraums. Die zwei Meter hohe Betonsäule, aus der vier Schläuche ragen. An der Digitalanzeige an der Wand können Sie Puls, Herzfrequenz und Lungenfunktion ablesen.

Das Gute an meiner Situation ist, dass ich mich nun nicht mehr am *kreativen Ground Zero* befinde. Ich könnte wieder schreiben, allerdings hat der Begriff Schreibblockade für mich eine völlig neue Bedeutung gewonnen. Meine handwerklichen Fähigkeiten wurden im wahrsten Sinn des Wortes in Zement gegossen. Dafür habe ich allerdings rechtzeitig die Rechte an achtzehn Storys zurückgehalten und meinen Vertrag erfüllt.